

Mareike Schmidt

Höhenluft. Abenteuer Aconcagua



Auf eigene Faust auf den Gipfel des höchsten Berges
von Südamerika

Für Daniel und Kelcey, meine Freunde, die nie daran
zweifelten, dass, wenn es
überhaupt jemand von uns auf den Gipfel schaffen sollte,
ich das sein würde.
Aber ohne die ich es niemals allein bis zum Gipfel geschafft
hätte.

Für John, der immer da ist und das nächste Mal mit mir
auf einem Gipfel stehen wird.

Für alle Frauen und Mädels: Natürlich können wir das!

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Der erste Tag am Berg: Los Penitentes

Ankunft

Freunde

Auf dem Weg nach Confluencia

Der zweite Tag am Berg: Plaza di Franzia

Der dritte Tag am Berg: Ankunft im Basislager

Der vierte Tag am Berg: Erster Ruhetag im Basislager

Der fünfte Tag am Berg: Zweiter Ruhetag im Basislager

Der sechste Tag am Berg: Aufstieg zum Camp Canada

Der siebte Tag am Berg: Umzug ins Camp Canada

Der achte Tag am Berg: Aufstieg ins Camp Nido de
Condores

Der neunte Tag am Berg: Umzug ins Camp Nido
Condores

Der zehnte Tag am Berg: Schneetreiben und viel Wind

Der elfte Tag am Berg: Schnee

Der zwölfte Tag am Berg: Suche nach Camp Berlin

Der dreizehnte Tag am Berg: Der Countdown läuft

Der vierzehnte Tag am Berg: Gipfelfieber

Der fünfzehnte Tag am Berg: Abstiegsrausch

Epilog

Prolog

Ich - kann - nicht - mehr! Tränen der Wut und Erschöpfung laufen mir unter der dicken Skibrille über die Wangen. Ich stampfe mit dem Fuß auf. Lächerlich sieht das sicher aus und jeder Effekt, den diese Bewegung haben soll, verpufft in der dünnen Luft, denn in der Höhe kann ich nur mit größter Mühe mein Bein, das in drei Lagen dicke, warme Kleidung eingepackt ist, heben und wieder senken. Eher als erwartet wird mein Fuß abgebremst, denn an meinen schweren Wanderstiefeln sind jetzt lange eiserne Krallen angebracht, die mir helfen sollen, über die Schneefelder und vereisten Abhänge zu gehen. Die Sohle meines Schuhs wird also irgendwo mehrere Zentimeter über dem grauen Geröll abgebremst, die Zacken der Steigeisen als Barriere zwischen mir und dem Berg. Alles passiert hier nur noch in Zeitlupe - jeder Schritt schlurfend, aber trotzdem hocheffizient: kein Millimeter zu hoch und das Stampfen komisch langsam. Um uns herum ist es totenstill, nur mein Herz pocht laut und schnell in meinen Ohren. Ich bin außer Atem. Und das verstärkt meine Wut noch mehr. Vor mir liegt der Weg, der relativ flach an einem langen, steilen Hang entlang führt. Er ist teilweise von Schnee und Eis bedeckt. Weit vor uns tastet sich eine Gruppe, klein wie Ameisen, vorsichtig über ein langes Schneefeld. Mein Blick wandert zu ihnen. Staksig sind ihre Schritte, mühsam. Der Berg stoisch. Mich fröstelt. Mein Blick wandert am Hang hinab. Ich frage mich, wie lang Steine fallen, bevor sie unten im Tal ankommen. Dort unten, ganz klein, Lichtjahre entfernt, sieht man bunte Punkte. Die Zelte des Basislagers.

Furchterregend tröstlich ist dieser Anblick. Rutscht man ab, dauert es keine drei Tage, bevor man wieder im Lager ankommt. Schnell, effizient - den Tod ignoriere ich. Wir sind nicht an der Reihe.

Bevor ein kurzer Schwindel mich in den Schnee greifen lässt, wandert mein Blick wieder nach vorn. Meine Augen sehen keine große Steigung, keine Schwierigkeit, meine Erfahrung sagt mir, dass dieses Stück Weg schnell gegangen sein dürfte. Aber mein Körper rebelliert und mein Denken ist noch langsamer als die Frequenz meiner Schritte. Ich spüre hier, auf 6300 m über dem Meeresspiegel, die Erdanziehungskraft wie einen starken Magneten, der meine Steigeisen einfach nicht freigeben will. Mehr als ein mühsames Brummen bekomme ich nicht zustande. Meine Zunge liegt träge in meinem Mund, meine Lippen wie zusammengeschweißt hinter der schwarzen Sturmhaube aus Fleece, auf der mein Atem schon zu kleinen Eiskristallen erstarrt ist. Ich bleibe einfach stehen und senke den Kopf. Als ich nach ein paar Sekunden genügend Kraft gesammelt habe, verkünde ich nuschelnd, nicht mit zum Gipfel zu kommen. Während Guido die kurze Pause nutzt und sich in den Schnee am Wegesrand fallen lässt, schaut mich Kelcey nur an und schüttelt mit dem Kopf. Über uns ist der Himmel noch stahlblau, aber am Horizont ziehen sich schon kleine Wolkentürme zusammen. Irgendwo der Gipfel, um uns herum Stille über Stille, die kein Echo in Eis und Fels findet. Auch die Zeit scheint träger zu vergehen. Sekunden fühlen sich an wie Minuten und bis ich endlich begreife, was ich gesagt habe, vergeht eine Ewigkeit. Missmutig drücke ich mir mit meinem schwarzen Handschuh das Fleece ins Gesicht, damit meine Tränen nicht auf meiner Haut gefrieren. Es ist verdammt kalt und ein Stoppen und Ausharren hier an dieser Stelle würde ein schnelles Auskühlen bedeuten und werweißwasnoch. Ich weiß, ich kann nicht hier sitzen bleiben und warten, dass die beiden

mich auf ihrer Rückkehr wieder aufsammeln. Ich kann und ich darf mich hier nicht einfach in den Schnee setzen. Aber ich bin müde, wahnsinnig müde und ich weiß nicht, woher ich noch mehr Kraft und noch mehr Energie nehmen soll. Guido rappelt sich Zentimeter für Zentimeter wieder auf und beide Männer stehen jetzt wie hohe Wachtürme neben mir, packen mich an der Schulter, widersprechen mir, ermuntern mich, motivieren mich. Und ich? Ich seufzte tief, starre ziellos in den Himmel, schaue in die Richtung des Gipfels und hebe schließlich meinen besteigeisten Fuß und setze in auf die restlichen Meter des Weges.



Der erste Tag am Berg: Los Penitentes

Der erste Tag am Berg. Obwohl wir heute nur acht bis zehn Kilometer gelaufen sind, sind wir drei platt. Nachdem wir mit Müh' und Not die Zelte im Wind aufgebaut und etwas gegessen hatten, haben wir uns in unsere Schlafsäcke zurückgezogen und sind eingeschlafen. Am Morgen noch mussten wir aufwendig unsere Taschen umpacken, da die Maulesel entgegen unserer Erwartung alles an einem Tag ins Basislager transportieren werden. Gegen 11.30 Uhr erst sind wir in Los Penitentes losgelaufen, nachdem wir unsere Permits an der Rangerstation haben abstempeln lassen.

Los Penitentes ist im Winter ein Skiresort und im Sommer Ausgangspunkt für Expeditionen zum Aconcagua. Ich erwartete einen lebendigen Ort voller Touristen und Bergsteiger, Restaurants, Hotels und kleiner Geschäfte. Aber das, was ich vorfand, war das Gegenteil dessen. Als wir nach etwa 5-stündiger Fahrt, mit dem öffentlichen Überlandbus aus Mendoza kommend, endlich ankamen, stolperten wir in einem Ort, der den Namen „Ort“ nicht verdient hat. Vielleicht ist Los Penitentes im Winter geschäftiger, aber im argentinischen Sommer konnte eine Gegend nicht verschlafener sein.

Die kleine Bushaltestelle, die nur durch ein verbeultes Blechschild markiert war, befand sich direkt am einzigen Hotel des Ortes. Das viergeschossige Gebäude schien seine besten Tage schon lange hinter sich, der Pool lange kein

Wasser mehr gesehen zu haben und der Außenbereich verfiel. In den Ritzen zwischen den großen Betonplatten im Eingangsbereich des Hotels wuchs das Gras. Direkt neben dem Hotel, an einem größeren Gebäude, welches jedoch leer zu stehen schien, denn einige Fenster waren mit Holzpaletten zugenagelt, flatterte ein großes Banner im Wind. Der Expeditionsanbieter Grajales hatte hier ein Lager und Büro. Dorthin schleppten wir unsere Ausrüstung, die wir so gut es ging in drei großen Rucksäcken und drei Duffelbags verstaut hatten. Entgegen der meisten, die hierher kamen, stellten wir unsere Expedition selber auf die Beine, hatten alles Organisatorische im Vorfeld bereits erledigt, am Vormittag im einzigen Walmart in Mendoza Proviant für die nächsten knapp drei Wochen besorgt und wollen ohne Begleitung den Gipfel erklimmen. Jedoch nahmen wir den Service von Grajales in Anspruch, einen großen Teil der Ausrüstung per Maultier ins Basislager, ins Campo di Mulas, transportieren zu lassen.

Die Begrüßung war sehr herzlich und Juan und Sergio erklärten die Details. Zu unserer Überraschung würde der Transport jedoch direkt bis ins Basislager erfolgen und nicht wie gedacht mit der Zwischenstation über das Lager Confluencia, welches unser Ziel für den ersten Tag sein sollte. Das stellte uns nun vor die Aufgabe, unseren Plan, wie wir die Ausrüstung aufteilen wollten, zu überdenken und wir würden weit mehr als geplant tragen müssen. Ausrüstungsteile wie Zelt, Schlafsack und Schlafmatte, Kochutensilien mussten wir am nächsten Tag selber tragen. Immerhin würde am dritten Tag ein Muli unsere Zelte hinauf ins Basislager transportieren. Unsere Laune sank und wir versuchten, mit Juan zu verhandeln. Der lachte nur und meinte, wenn wir den Maulesel für zwei Tage mit dem Zwischenstopp in Confluencia benötigen, müssten wir auch dafür zahlen. Da unser Budget, auch wegen meines Unglücks in Santiago, knapp bemessen war, entschieden wir

uns murrend und Zähne knirschend dafür, einen größeren Teil der Ausrüstung am nächsten Morgen zu tragen. Da der Tag bereits fortgeschritten war und wir müde und gereizt, wollten wir alles erst am nächsten Morgen packen und verabschiedeten uns von Juan und Sergio. Langsam schlurften wir zum Hotel, wo wir eincheckten und uns nach einem Restaurant erkundigten. Es gab die Möglichkeit, hochpreisig direkt vor Ort zu essen oder die Straße zu überqueren und in einer kleinen Wanderbaude etwas zum Abendbrot zu finden. Wir entschieden uns für letzteres, duschten schnell und gingen los.

Die Wanderbaude war ein flaches Holzhaus, das sehr einladend wirkte. Das Innere war schummrig und an den Holzwänden prangten zahllose Flaggen mit Sprüchen und Daten erfolgreicher Besteigungen. Auf einer langen Holzbank lagen achtlos abgeworfene Bergsteigerrucksäcke und an der Theke saß eine kleine Gruppe drahtiger Männer, denen nicht nur ein kräftiger Sonnenbrand, sondern auch die Erschöpfung ins Gesicht geschrieben stand. Wir setzten uns an einen Holztisch in eine Ecke und sogleich kam ein Mann auf uns zu, der uns fragte, was er uns bringen könne. Da es bereits relativ spät war, hatte man nur noch ein Gericht. Ohne so richtig verstanden zu haben, was es ist, orderten wir natürlich und erhielten einen riesigen Portion Kartoffelbrei, ein noch größeres, äußerst flach geklopftes paniertes Schnitzel und einen Gemüsebrei, der nicht näher definierbar war. Mit großem Hunger stürzten wir uns auf die Kalorien und spülten alles mit einem großen Glas Cola herunter.

Glücklich und mit vollem Bauch bestellten wir dann noch Nachtisch, der in Form eines leckeren Apfelkuchens serviert wurde. Während wir diesen langsam aßen, ließen wir die letzten Tage Revue passieren.



Ankunft

Es ist gerade einmal zwei Tage her, dass wir uns in Mendoza getroffen hatten. Daniel und Kelcey sind direkt aus den USA nach Argentinien geflogen, ich jedoch nach Santiago de Chile, von wo aus ich mit einem Bus die Anden überquert und mich schon am Vorabend vor Ankunft der beiden im bereits gebuchten Air-BnB einquartiert hatte. Ursprünglich hatten wir uns alles relativ einfach vorgestellt und alles genau geplant. Aber wie so oft im Leben kam alles ganz anders als gedacht.

Nachdem ich mich nach meiner Ankunft in Chile ein wenig akklimatisiert und mir die Hauptstadt Santiago de Chile angesehen hatte, machte ich mich am Morgen meiner Abreise mit dem Bus nach Mendoza, mit einem Uber-Auto, die eigentlich in Chile nicht erlaubt sind, auf den Weg zum großen Busbahnhof. Mit reichlich Zeit und nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, von wo der Bus abfuhr, setzte ich mich auf eine Bank, blinzelte in die warme Sonne und beobachtete träge das Treiben um mich herum. Ich hatte es mir viel chaotischer und geschäftiger vorgestellt. Der Busbahnhof war umzäunt, es gab eine Ladenzeile, wo man Snacks, Getränke und allerlei Plunder kaufen konnte, etliche Sitzgelegenheiten, wo überall auch noch ein freies Plätzchen zu finden war und einige Security-Leute, die langsam und mit auf dem Rücken verschränkten Händen Auf und Ab patrouillierten.

Die schwere, schwarze Duffelbag lag neben mir auf der Bank und meinen Rucksack hatte ich mir zwischen die Beine

geklemmt. Plötzlich sprach mich die Frau, die schon länger neben mir auf der Bank saß, auf Englisch an und zeigte auf meine Schulter.

„Bird shit, bird shit!“, sagte sie und kramte aus ihrer Tasche einen kleinen Stapel Servietten hervor. Irritiert drehte ich meinen Kopf zur Seite und tatsächlich! Auf meiner Schulter war tatsächlich irgendetwas. Aber es war rot-braun.

„What the!“

entfuhr es mir und griff automatisch zu einer der Servietten, die mir die Frau hinhielt. Gleichzeitig begann sie auch schon, an mir herum zu wischen. Noch im Sitzen zog ich die Jacke halb aus. Auf der Schulter und dem oberen Rücken war eine dickflüssige Flüssigkeit verschmiert, die eher wie Ketchup aussah. Und es roch auch nicht wie Vogelkacke. Mist! Ich drehte mich wieder zu der Frau, doch neben mir die Bank war leer. War das etwa Und jetzt sah ich, dass mein Rucksack auch nicht mehr zwischen meinen Beinen eingeklemmt war. Wie in Zeitlupe sah ich auf meine Füße, die in der Sonne standen, aber der Platz dazwischen war leer. Mein Rucksack war weg. Ich sprang auf. Sofort dachte ich an den schwarz gekleideten Mann, der mir vor wenigen Minuten aufgefallen ist, weil er sich auf die Nachbarbank setzte und mich kurz musterte. Und der war weg! Verdammt! Man hatte mir eine Falle gestellt und ich bin voll darauf reingefallen. Ich, die so viele Jahre in so unterschiedlichen Gegenden gereist ist. Ich hielt mich immer für erfahren. Aber jetzt hatte es mich erwischt. In meiner Panik bat ich eine andere Ausländerin, die nicht weit weg saß, auf die Duffelbag aufzupassen und sprintete los zu dem kleinen Informationshäuschen in der Ladenzeile. Dort berichtete ich atemlos dem Security-Mann, was mir widerfahren war. Er verstand kaum Englisch und wies mich an, mich zu beruhigen und hier zu warten. Mit einem

Funkgerät verständigte er seine Kollegen und nachdem ich die Frau und den Mann kurz beschrieben hatte, rannten die Männer auch schon in verschiedene Richtungen los. Ich machte mir keine Hoffnung, meinen Rucksack wiederzusehen. Aber jetzt lief mir ein kalter Schauer den Rücken herunter. Meine Kreditkarte! All das Bargeld! Meine Wertsachen! Einige Ausrüstungsgegenstände für die Expedition! Alles weg! Zu meiner Beruhigung und zu meinem großen Glück hatte ich mein Telefon immer in meiner Jackentasche und hatte auch erst kurz vorher meinen Pass aus dem Rucksack genommen. Immer noch vollkommen aufgelöst und wie in Trance ging ich zurück zu der Bank, auf der ich gesessen hatte. Die Sonne schien nach wie vor warm und träge vom Himmel. Ich bedankte mich bei der jungen Frau, die kurz auf meine Tasche aufgepasst hatte.

Nachdem ich die Duffelbag geholt habe und mich auf sie in eine Ecke in der Nähe der Security-Männer gesetzt hatte, stellte sich bei mir ein Automatismus ein: Ich musste sofort meine Karten sperren. Zu meiner großen Erleichterung hatte ich WLAN-Empfang und konnte somit in kürzester Zeit nicht nur meine Kreditkarten sperren, sondern auch meine Mutter in Deutschland erreichen, um sie zu bitten, sich mit meiner Bank in Verbindung zu setzen und auch meine Konten zu sperren. Denn blöderweise hatte ich in meinem Portemonnaie nicht nur sehr viel Bargeld, was jetzt weg war, sondern auch alle Logins zum Online-Banking sämtlicher Bankkonten. Ich war im Moment viel wütender auf meine Leichtsinnigkeit als auf das Diebesgespann. Nachdem ich alles gesperrt hatte, telefonierte ich ausführlich mit meiner Mutter, um Trost zu finden und um mich wieder zu beruhigen. Alle Pläne für die nächsten Wochen schienen wie ein Kartenhaus in sich zusammen zu fallen und da ich nun kein Geld mehr hatte, wusste ich auch nicht, wie ich aus Santiago de Chile weg kommen sollte.

Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf: Ich sehe mich die Nacht am Busbahnhof verbringen, hungrig, Durst habend; wie komme ich nun nach Mendoza? Finde ich ein Hotel, was mir meine Mutter von Deutschland aus buchen und bezahlen könnte? Wie komme ich an Geld? Gleichzeitig verfluche ich mich und die Diebe. Nachdem ich mich gesammelt hatte, rappelte ich mich auf und rief die Deutsche Botschaft an, vielleicht konnten sie mir weiterhelfen. Ich wurde mit einem netten Mann verbunden, der beruhigend auf mich einredete, mir aber auch keine konkrete Hilfe anbot, sondern mir lediglich Tipps gab, unter anderem auch, bei der Polizei eine Anzeige zu erstatten.

Ich sah mich um und fragte den Security-Mann, der in meiner Nähe die Stellung hielt, wo ich die Polizei finde. Er zuckte mit den Schultern - er verstand kein Englisch. Aber er winkte einen jungen, gut gekleideten Mann aus einem der kleinen Reisebüros, die es in der Ladenzeile gab, heran. Der sprach passables Englisch und bot sich an, mich zur Polizei zu begleiten. Ich schulterte die schwere, schwarze Duffelbag und stolperte hinter ihm her. Er lief mit langen Schritten hinaus auf die große Kreuzung vor dem Busbahnhof. Mittlerweile war es später Vormittag und die Sonne hatte fast ihren höchsten Stand erreicht. Ich spürte, wie mir kleine Schweißtropfen den Rücken hinunter rannen. Ungeduldig mussten wir an einigen Ampelschaltungen warten. Die Polizeistation schließlich erreichten wir nach etwa 10 Minuten Fußmarsch. Es handelte sich um einen Flachbau, der von einem Wachmann, der träge in seinem Häuschen saß, bewacht wurde. Mein Begleiter erläuterte wahrscheinlich meine Situation auf Spanisch und uns wurde die Tür zu einem Wartebereich geöffnet. Ich bekam einen Papierschnipsel mit einer Nummer in die Hand gedrückt. Im Wartebereich saßen etwa 5 gleichgültig dreinblickende Menschen auf den langen Holzbänken. Mein Begleiter wies mich an, mich ebenfalls zu setzen. Er meinte, es könne